

Mit Unterschieden leben

Solange Lefebvre / Denise Couture / K. Gandhar Chakravatry

Debatten aus jüngerer Zeit über verschiedene Fälle von Unruhen, die mit kultureller und religiöser Verschiedenheit zusammenhängen, haben vielerorts Fragen über ein harmonisches Zusammenleben aufgeworfen. Im Laufe dieser Diskussionen trat eine wachsende Zahl postkolonialer Denker für mehr interdisziplinäre und interkulturelle Zusammenarbeit ein, die dazu beitragen könnte, neue Zugänge zu Multikulturalismus, Interkulturalismus und Interkulturalität herauszuarbeiten. Diese Ausgabe von CONCILIUM will diese unterschiedlichen Dimensionen reflektieren. Es ging aus dem jährlichen Treffen des Präsidiums, der Herausgeber und Verleger von CONCILIUM hervor, das im Mai 2013 an der Universität Montréal stattfand.¹

Dem kanadischen Ministerium für Staatsbürgerschaft und Einwanderung zufolge sollte der Multikulturalismus die Überzeugung stärken, dass alle Bürger und Bürgerinnen gleich sind. Der Multikulturalismus, der während der Siebzigerjahre des vorigen Jahrhunderts Fuß zu fassen begann, ist nun festgeschrieben, sodass alle Bürger und Bürgerinnen auf ihre Vorfahren stolz sein sowie ihre eigene Identität und das Gefühl der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe beibehalten können. Dieser Sichtweise zufolge stärkt die Akzeptanz von Traditionen in der Regel das Vertrauensgefühl und den inneren Frieden der Bürger und Bürgerinnen. Es ist allgemein bekannt, dass Kanada in dieser Hinsicht eine der fortschrittlichsten Nationen war und ist. Doch wenn auch viele Erfahrungen in Kanada Wege aufgezeigt haben, wie der Multikulturalismus das gegenseitige Verständnis über kulturelle und ethnische Grenzen hinweg stärkt, so bleiben

doch einige Probleme, wie Denise Couture und Gregory Baum in ihren Beiträgen deutlich machen.

In einem allgemeineren Sinn und weltweit gesehen bleiben in vielen Gesellschaften die theologischen Konsequenzen jedoch komplex. Der interreligiöse Dialog im Kontext von Pluralismus, Privatisierung der religiösen Überzeugung und der Lockerung religiöser Bindungen wirft für die Gemeinschaften, in denen die grundlegenden Menschenrechte und Grundfreiheiten oftmals von den Mechanismen der globalen Ökonomie gefährdet werden, ernsthafte Fragen auf. Wie können im länderübergreifenden Austausch von Information sowie materiellen und kulturellen Ressourcen Menschen aus der Ersten und Dritten Welt zusammenarbeiten, um die multikulturellen Beziehungen zu verbessern?

Auf der oben erwähnten Konferenz tauchten unter anderem folgende Fragen auf: Wie konstruieren oder behandeln Wissenschaftler die Anderen oder Fremden in den gegenwärtigen Diskursen? Wie formulieren wir das Spannungsverhältnis zwischen der globalen und der lokalen Ebene? Wie denken wir über das Verhältnis zwischen Immigranten und Gastländern nach? Welche symbolischen Ressourcen werden im Nachdenken und Handeln in Bezug auf dieses Verhältnis ins Spiel gebracht? Ist das allgemeine Raster unseres Zugangs zu Dialogen über die Verschiedenheit neokolonial bestimmt? Welche Phänomene treffen auf alle geografischen Regionen gleichermaßen zu, welche stellen Besonderheiten dieser Regionen dar, und welche Konsequenzen hat dies für die Globalisierung?

Im heutigen globalen und zunehmend multikulturellen Kontext sind die Theoretiker dazu aufgefordert, der postkolonialen Kritik eine neue Bedeutung zu verleihen, deren Ergebnisse innerhalb des regionalen Kontextes der Entwicklungsländer vollständig darzustellen und sich über Alternativmodelle zum Multikulturalismus auszutauschen. Diskriminierung und Ungleichbehandlung von religiösen Praktiken und indigenen Völkern ziehen für Kolonialgesellschaften nach wie vor ein weites Spektrum von Konsequenzen nach sich. Diese Ausgabe von CONCILIUM greift auf Stimmen aus unterschiedlichen kulturellen Schmelztiegeln zurück. Dies ist nicht nur ein Versuch, einige dieser neokolonialen Hindernisse für multikulturelle Politik abzubauen, sondern auch eine Möglichkeit, durch Stimmen aus allen Weltgegenden, die von gemeinsamen Erfahrungen der Unterjochung Zeugnis geben, Einsichten zu gewinnen.

Zwei Beiträge von deutschen Theologinnen geben aus ethischer Perspektive den Ton vor, indem sie alternative Modelle untersuchen, um über Integration, Gerechtigkeit, Solidarität und das implizite postkoloniale Verständnis von Kultur und Rasse nachzudenken. *Hille Haker*, die in den Vereinigten Staaten lehrt, beginnt mit der Beobachtung, dass die Interpretationen der „Marktgerechtigkeit“ im 21. Jahrhundert keinen Raum für Solidarität lassen, und entwickelt einen alternativen Weg, der auf der Dialektik von Gerechtigkeit und Solidarität beruht. Während Gerechtigkeit den Akzent auf die Gleichheit aller legt, betont Solidarität deren Unterschiedenheit und Vielfalt. Die Brücke zwischen den beiden Begriffen bildet möglicherweise die jüngste Neuinterpretation der Theorie der Anerken-

nung, die die persönliche, die gesellschaftliche und die politische Ebene umfasst. Der Beitrag insistiert jedoch auf einem kritischen Zugang, der eher die Nicht-Anerkennung als die Anerkennung zum Ausgangspunkt wählt. Ethik allgemein und insbesondere christliche Ethik müssen angesichts von Gerechtigkeitskonzepten auf der Grundlage von Leistung und Erfolg die Erfahrungen und Erzählungen derer aufmerksam zur Kenntnis nehmen, die unsichtbar sind und keine Stimme haben, um die Verletzung ihrer Rechte und ihre Stigmatisierung herauszustellen. Wenn man eher von der Erfahrung von Ungerechtigkeit und nicht in erster Linie von der normativen Theorie von Gerechtigkeit ausgeht, dann wird das dialektische Verhältnis von Gerechtigkeit und Solidarität klar: Solidarität offenbart nicht nur die Kluft zwischen Theorie und Praxis oder den unvermeidlichen blinden Fleck der Gerechtigkeit, sie führt auch zu einer klaren Parteinahme für diejenigen, die Unrecht erleiden. Solidarität ist handlungsorientiert und will Institutionen dazu zwingen, gerecht zu werden; gleichzeitig befürwortet sie Veränderungen im Sinne derjenigen, die Unrecht erleiden. Andererseits bedarf die kritische, aber auch parteiische Solidarität der unparteiischen, an der Gleichheit orientierten Perspektive der Gerechtigkeit als einer kritischen Instanz im Hinblick auf mögliche Ideologien, für die jedes Identitätskonzept und jede Identitätspolitik anfällig sind.

„Warum scheitert Integration so häufig?“ Diese Frage stellt sich die deutsche Theologin *Regina Ammicht Quinn*. Unter Integration versteht Ammicht Quinn das Leben in vielfältig zusammengesetzten Gesellschaften, hauptsächlich im Westen. Der Text stellt zwei Argumentationslinien heraus. Die eine betrifft eine Substruktur der Blindheit und Taubheit in der westlichen Politik. Sie ist blind für postkoloniale Kritik und taub für die Geschichten, aus denen Geschichte wird. Die andere Argumentationslinie untersucht den Begriff von Kultur und die Neudefinition von Kultur als „Rasse“. Das europäische Aufklärungsdenken bereitete den Boden für Begriff und gesellschaftliche Praxis von Universalismus und Gerechtigkeit und prägt unsere moralischen Denkwerkzeuge bis heute. Gleichzeitig brachte die europäische Aufklärung auch den Begriff der Rasse hervor. Heute müssen wir mit der ambivalenten Grundlage des (moralischen) Denkens zurechtkommen: Wir stützen uns auf einen (westlichen) Begriff von Vernunft, der die Wissenschaft und die Gesellschaft in die Lage versetzt, zu klassifizieren, zu sortieren und auszusortieren. Worin bestehen die Aufgaben und Verantwortlichkeiten der unterschiedlichen Instanzen, der Politik, der Gesellschaft, der Wissenschaft und der Religionen?

Drei Reflexionen von der Südhalbkugel der Erde, von indischen und brasilianischen Autorinnen und Autoren, widmen sich alternativen Quellen, um über Verschiedenheit nachzudenken.

Der Beitrag von *Felix Wilfred* zeigt auf, wie das Projekt der westlichen Moderne mit seinem Beharren auf Eigenständigkeit und Freiheit des Individuums, der Betonung der Rechte des Einzelnen, der politischen Ideologie des Liberalismus und der westlichen Spielart der Säkularisierung im Hinblick auf die entscheidenden Fragen der Verschiedenheit, der Anerkennung und der Koexistenz, die

für die heutige globale Welt so entscheidend sind, ernsthaften Beschränkungen ausgesetzt ist. Der Autor erläutert sodann, dass möglicherweise die asiatischen, insbesondere südasiatischen Experimente mit Pluralität und Toleranz theoretische und praktische Bausteine liefern, die einen plausiblen Rahmen für Begegnungen mit dem „Anderen“ ergeben könnten. Am Schluss des Beitrags stellt er die Behauptung auf, dass sich angesichts der europäischen Erfahrungen, die von Migration und Fremdenfeindlichkeit geprägt sind, Versuche, Verschiedenheit zu denken, nicht auf das Erbe der Aufklärung beschränken dürfen, sondern auf die christliche Tradition zurückgreifen müssen, um dem „Anderen“ in Solidarität und Mitgefühl begegnen zu können. Der Autor schlägt ein fruchtbares Gespräch und einen Dialog zwischen christlichem, postmodernem und asiatischem Denken vor, der dazu beitragen könnte, die globale Herausforderung der Verschiedenheit und des Pluralismus in unserer Zeit zu bewältigen.

Darauf folgt der farbenprächtige Beitrag von *Luiz Carlos Susin* aus Brasilien über die tiefen religiösen Wurzeln Lateinamerikas. Der Autor ruft die ökologischen Wurzeln lateinamerikanischer Kulturen in Erinnerung, die immer noch recht lebendig sind. Er stellt eine Reihe von gemeinsamen Elementen der alten Kulturen heraus, um dann näher zu untersuchen, wie sie mit der hegemonialen Macht in Lateinamerika zurechtkamen, nämlich der barocken Kolonialkultur, um schließlich eine hybride Mischung mit Schamanismus und Magie zu entwickeln. Mit dem Hereinbrechen der Moderne hat dieses kulturelle Grundmuster, dessen religiöse Erfahrung ihren lebendigen Kern bildet, in unserer Zeit einen Ort erneuter Vitalität bekommen. Der Autor benutzt lieber die Kategorie der „Artenvielfalt“, anstatt von „Multikulturalismus“ zu sprechen. Erstere Kategorie hält er für geeigneter, um die innere Beziehung von Leben, Kultur und Religion zu beschreiben und eine lebendige Einheit innerhalb kultureller und religiöser Unterschiede zu benennen. Am Schluss stellt der Beitrag die Frage, wie man sich diesem bunten Reichtum lateinamerikanischer Kulturen in einer pastoralen Gesinnung nähern könnte, indem man Konfrontationen mit schöpferischen Neuinterpretationen des Evangeliums vermeidet, die so oft eine der Vergangenheit entlehnte Haltung an den Tag legen.

Maria Clara Lucchetti Bingemer denkt über Säkularisierung und den Niedergang des Katholizismus in Brasilien nach. Sie geht von der jüngsten Statistik aus, die die Volkszählung aus dem Jahr 2010 zur Situation der Religion in Brasilien liefert, stellt eine Reihe von Interpretationen dar und benennt bestimmte Herausforderungen, die sich daraus für die Theologie und Pastoral in Brasilien ergeben. Sie schließt mit einigen Beobachtungen hinsichtlich der Veränderungen, die mit Beginn des Pontifikats von Papst Franziskus auf den Weg gebracht wurden. Sie sind im Hinblick auf den kurzfristigen und langfristigen Wandel in der brasilianischen Kirche und in ganz Lateinamerika vielversprechend.

Zwei Beiträge mit Blick auf den kanadischen Kontext beschließen den Themen teil dieses Heftes.: *Denise Couture* kommt aus dem Bereich der interkulturellen und multireligiösen feministischen Theologie und setzt sich für eine Praxis und die Geschichten von Frauen ein, die ihre Unterschiede auf eine alternative Weise

leben wollen, ohne die „Anderen“ abzuwerten. Sie stellt Ergebnisse von Feldforschungen vor, die in Montréal durchgeführt wurden. Man hörte dabei Frauen die spirituellen Autobiografien von Feministinnen zitieren, die sich in der interkulturellen oder interreligiösen Praxis engagieren. Die Forschung ist im Kontext Kanadas und Québecs verankert, wo antirassistische Feministinnen nach ihrer Zugehörigkeit zu unterschiedlichen geopolitischen Gruppen (wie etwa der autochthonen Bevölkerung, Immigranten aus verschiedenen Ländern oder auch Anglo- bzw. Frankofonen) unterschieden werden. Zwischen diesen Gruppen herrschen immer noch Spannungen aufgrund von Ungleichheit und Postkolonialismus. Die Studie registrierte die Stimmen von Frauen, die unterschiedlichen religiösen und spirituellen Traditionen angehören. Welche Strategien haben sie entwickelt, um für soziale Gerechtigkeit zu sorgen? Die Studie zeigte vier Dimensionen ihres Handelns auf: Kritik an Hierarchien, um Gerechtigkeit zu erlangen, das Verlernen der eigenen Vorurteile, die Entwicklung eines Selbstwertgefühls, das die Geschichte des eigenen Leids ebenso einbezieht wie das der anderen, und die verändernde Kraft des Zusammenhalts einer Gruppe.

Gregory Baum wendet sich einer für den kanadischen Kontext zentralen Frage zu, nämlich der kanadischen Urbevölkerung oder den Gründungsvölkern Kanadas. Er erinnert daran, dass der Kolonialismus in dem Sinne, wie er von den Vereinten Nationen verurteilt wird, in Kanada trotz aller multikulturellen Rhetorik fest verankert ist, auch wenn sich die dominierende Kultur des Landes dessen weitgehend nicht bewusst ist. Die kulturellen Konsequenzen dieses kolonialistischen Verhaltens waren katastrophal für die kanadische Urbevölkerung. In der Vergangenheit waren diese ersten Völker in ihre Reservate eingesperrt, oftmals nicht in der Lage, der traditionellen Jagd nachzugehen, und erfuhren einen Niedergang ihrer Kultur. Erst in allerjüngster Zeit, nämlich in den Neunzigerjahren des vorigen Jahrhunderts, ergriffen die Kirchen im lebendigen Prozess der Versöhnung das Wort, und man kann eine implizite Theologie erkennen, deren vielfache Schuldbekennnisse und Erzählungen Aufmerksamkeit und nähere Beschäftigung verdienen.

Das *Theologische Forum* dieses Hefts umfasst vier Beiträge.

Wir leben im digitalen Zeitalter und in einer Wissensgesellschaft, deren Horizonte sich im Maße neuer technischer Entwicklungen erweitern. Das Zweite Vatikanische Konzil hat die heutige Entwicklung kommen sehen und sich dem Thema „soziale Kommunikationsmittel“ gewidmet. Die diesbezüglichen Debatten führten schließlich zur Promulgierung des Konzilsdekrets *Inter Mirifica* im Jahr 1964. Drei Beiträge sind dem Fünfzigjährjubiläum dieses Textes gewidmet. *Guy Marchessault* zeigt die Entwicklungen auf, die seit *Inter Mirifica* im Denken der Kirche stattgefunden haben. In diesem Zusammenhang betont er besonders den Wandel von einer *utilitaristischen* und *funktionalen* Sichtweise, die Medien als Instrumente für die Verkündigung des Evangeliums und die Glaubensvermittlung auffasste, hin zu einer Sichtweise, die sie als *kulturelles Phänomen* in den Blick nimmt, welches die Verantwortung der Kirche auf den Plan ruft. *Miguel Pereira* reflektiert über die Bedeutung von *Inter Mirifica* für Lateinamerika, insbesondere für Brasi-

lien. *Franz-Josef Eilers* wiederum setzt sich mit der Rezeption des Dekrets in Asien auseinander.

Der letzte Beitrag, von *Enrico Galavotti* verfasst, deutet den Imagewandel der Römischen Kurie aus einer historischen Perspektive. Er zeigt, wie das Image in jüngster Zeit gelitten hat und welcher Vertrauensverlust eingetreten ist. Ein Anzeichen dafür war, dass sich vor dem letzten Konklave die Spekulationen über mögliche „Papabili“ von der Kurie weg in eine andere Richtung bewegten. Der Autor zeichnet die Geschichte der Kurie im 19. und 20. Jahrhundert nach und hebt drei entscheidende Punkte hervor, die einer gründlicheren Untersuchung und Erforschung wert wären.

Wir hoffen, dass diese Ausgabe von CONCILIUM, die eine solche Bandbreite von Themen und Fragen umfasst, die Leser und Leserinnen zu weiterem Nachdenken anregt.

¹ An dieser Stelle danken wir für die finanzielle Unterstützung des Treffens durch den „Forschungsrat für Sozial- und Humanwissenschaften“ Kanadas. Die französischsprachige Zeitschrift *Théologiques*, die an der Fakultät für Theologie und Religionswissenschaften der Universität Montréal herausgegeben wird, beschloss, der Konferenz eine Ausgabe zu widmen und dem Netzwerk CONCILIUM eine französische Ausgabe anzubieten, die im Internet zugänglich sein wird: www.ftsr.umontreal.ca/theologiques.

Aus dem Englischen übersetzt von Dr. Bruno Kern M.A.